

zu allen Jahreszeiten jede Menge Freizeit- und Ferienspaß. Verreisen war, außer zu Familienbesuchen im nordhessischen Knüllwald und einigen Klassenfahrten nach Böhmsholz in die Lüneburger Heide, in unserer frühen Kindheit aus finanziellen Gründen kaum möglich. Wir vermissten es auch nicht. Erst als die Schulkameraden auf dem Gymnasium im Winter vom Skifahren in den Bergen erzählten, kam ein wenig Neid und große Neugierde auf, die ich selbst aber erst viele Jahre später befriedigen konnte.



Seinerzeit wurden die Kinder noch zur Osterzeit eingeschult.

Foto: privat

Unsere Mutter wechselte während meiner Grundschulzeit vom Friseurberuf in die Postzustellung, um der Familie mehr finanzielle Sicherheit zu geben. Mit den damaligen Dienstzeiten von morgens fünf Uhr bis zum Mittag war es der ideale Vollzeitberuf für eine Mutter mit Schulkindern, auch wenn sie nach dem Mittagessen oft übermüdet am Küchentisch einschief. An den Wochenenden kellnerte sie außerdem in einem Gartenlokal

an der Oberalster (von wo – ein Highlight ihres Lebens – Helmut Schmidt sie nach einer Sitzung des SPD-Ortsvereins einmal persönlich mit dem Auto nach Hause fuhr). Das Zusammenleben unter uns Geschwistern war so, wie das bei einem Mädchen mit zwei, später drei Brüdern nun mal so ist. Anke hatte es als »die Kleine« sicherlich nicht immer leicht mit uns Jungs, aber wir haben uns im Großen und Ganzen gut vertragen. Meine Schwester hat ihren Brüdern über die Jahre die typischen Jungsmacken verziehen (sogar das »demokratische« Umverteilen der süßen Weihnachtsteller, die wir immer viel schneller aufgefuttert hatten als sie).



Meine Geschwister: Anke, Heino und Hans-Peter – und wer steht dahinter?

Foto: privat

In der Wohnung war es eines unserer Lieblingsspiele, sich mit zusammengeklammerten Wolldecken und Handtüchern unter dem Küchentisch eine Höhle zu bauen. Mein Kinderlied *Ich bau mir eine Höhle* handelt davon. Draußen vor der Haustür gab es wegen des noch sehr geringen Autoverkehrs auch viele Spielmöglichkeiten mit Freunden. Wir

spielten auf dem Gehweg das Ballspiel »Halli-Hallo«, die Mädchen lieber »Geschichtenball«, und natürlich »Räuber und Gendarm«. Auch wiederholtes lautes Rufen unserer Mutter aus dem Fenster konnte uns kaum vom Spiel abbringen, wir fanden einfach nie ein Ende. Es war alles andere als ein armes Kinderleben, auch wenn wir für heutige Verhältnisse sehr wenige Spielsachen hatten. Kartenspiele wie »66« oder Brettspiele wie »Hüpf, mein Hütchen« und »Mensch ärgere dich nicht« waren unser Abendspaß mit der ganzen Familie, der auch in der Wiederholung nicht langweilig wurde. Besonders spannend wurde es, wenn wir den Großeltern meiner Mutter am Tisch ihrer gemütlichen großen Wohnküche beim »Rommé« zuschauen durften und unseren »Großvati« beim Schummeln ertappten, worüber wir uns furchtbar aufregten, während »Großmutter« milde lächelte. Wir wussten als Kinder nicht, dass unsere Mama ein Pflegekind war. Sie wurde liebevoll durch die Kindheit geführt, und für uns waren ihre Pflegeeltern ganz selbstverständlich Oma und Opa. Das änderte sich auch nicht, als wir später erfuhren, wie es sich mit den Zusammenhängen der Verwandtschaft verhielt.

Mein ständiger Begleiter wurde mit etwa sechs Jahren mein Pumproller. Ein besonderes Bild und Gefühl bleiben bis heute die beschützenden Hände meiner Mutter auf meinen Händen am Lenker bei den ersten Fahrversuchen. Mein Roller (ein Fahrrad bekam ich erst mit zwölf Jahren) war meine große Freiheit, er machte mich stärker und ermöglichte mir immer weitere Ausflüge, die man heute einem Kind in einer Großstadt nie erlauben würde. Er bescherte mir aber auch meinen ersten Verkehrsunfall. Die Schutzgriffe am Lenker waren abgewetzt, das blanke Stahlrohr schaute an den Seiten heraus. Bei einem Sturz stieß ich so unglücklich mit dem Kopf gegen den Lenker, dass ich mit einem blutüberströmten Auge nach Hause kam. Wir wohnten damals noch im Dachgeschoss, meine Mutter sah von oben aus dem Fenster nur das Blut in meinem Gesicht und muss die Treppen heruntergefliegen sein, um mit mir zum Arzt zu rollern. Wer weiß, ob nicht in diesem Moment ein erster Keim für mein späteres Engagement in der Verkehrssicherheitsarbeit mit der *Schulweg-Hitparade* gelegt wurde.

Mein Roller trug mich bald auch durch den Stadtpark (die heutige City Nord) und den Stadtteil Alsterdorf bis in das sieben Kilometer entfernte Fuhlsbüttel. Dort führten die Eltern meiner Mutter in unmittelbarer Nähe zum Gefängnis »Santa Fu« in der Rübenhofstraße ein kleines Gemüsegeschäft. Bei Oma und Opa durften wir Kinder beim Abwiegen und Verkaufen helfen, konnten in aller Herrgottsfrühe (unvergessen Opas knappe Frage »Willst mit?«) zum Gemüsegroßmarkt mitfahren und kannten uns dadurch bestens mit allem Obst und Gemüse aus. Meine Liebe zum »Hamburger Platt« wurde bei heißer Milch und einem »Klönschnack« an der Kaffeeklappe und bei Opas spannenden Einkaufsverhandlungen mit den vielen interessanten Typen, ausschließlich »platt snackende« Bauern aus dem Hamburger Umland, zementiert. Die Eltern und Großeltern sprachen untereinander auch gern platt, mit den Kindern wurde jedoch Hochdeutsch gesprochen, sie sollten in ihrem Leben ja schließlich mal »vorankommen«. Mit dieser

Einstellung sind nach dem Krieg ganze Kindergenerationen in Hamburg erzogen worden. Heute ist man von vielen Seiten bemüht, das Plattdeutsche bei Kindern wieder lebendiger zu machen – keine leichte, aber eine lohnende Aufgabe.

Im Laden der Großeltern gab es auch reichlich von meinem Lieblingsessen: Gewürzgurken (eine davon fand ich bei der Einschulung in meiner Schultüte). Abends rollte ich mit einem großen Netz voll Obst und Gemüse an beiden Lenkerseiten die sieben Kilometer zurück nach Winterhude. Wenn ich die Strecke heute mit dem Auto fahre, kann ich kaum glauben, wie selbstverständlich das damals für mich war.

Mein Klassenlehrer Herr Böttcher leitete mich väterlich durch die Grundschulzeit. Seine Warmherzigkeit und Fröhlichkeit haben mir über einige brenzlige Schulsituationen hinweggeholfen. Ich muss zu jener Zeit den materiellen Mangel in unserer Familie (satt wurden wir immer) dann und wann durch große Sprüche kompensiert haben. Die Blicke einiger Klassenkameraden beim Lesen der Geschichte »Nis Puck«, in der das Wort »Prahlhans« vorkommt, trafen mich tief. Herr Böttcher verstand es – wie immer –, auch in dieser Situation ausgleichend zu wirken. Er fand stets für jeden das richtige Wort und stellte auf seine konsequente Art den Frieden in der Klasse schnell wieder her. Am Ende der vierten Klasse zögerte er zunächst, mich für die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium anzumelden, tat es dann aber doch. Ich bestand die Prüfung als eines von sieben Kindern unserer 40-köpfigen Klasse, und er trug mit seiner Entscheidung ganz wesentlich zu meinem weiteren Lebensweg bei. Bei seiner Trauerfeier im Oktober 2021 konnte ich mich in stillem Andenken noch einmal bei ihm bedanken.

Als mein Vater mich nach bestandener Prüfung eines Morgens mit »Guten Morgen, Herr Oberschüler!« weckte, sollte sich sehr schnell vieles in meinem Leben ändern. Herr Böttcher gab meinen Eltern den Rat, mich an der für Reformen sehr offenen Albrecht-Thaer-Schule anzumelden. In dieser Schule, bis zu meinem siebten Schuljahr ein Jungen-Gymnasium, wurde Französisch als zweite Fremdsprache gelehrt, und es gab in der Oberstufe die Möglichkeit, Wirtschafts- und Soziallehre als Schwerpunktfach zu wählen. Meine Eltern folgten dem Rat, und sie taten gut daran. Von nun an verließ ich die Semperstraße jeden Morgen, um (nach einem zehnminütigen Fußweg) mit der U-Bahn-Linie »Ring« in die Innenstadt zu fahren. Keiner meiner bisherigen Klassenkameraden ging auf diese Schule, es begannen sehr traurige Wochen für mich, in denen ich abends oft in mein Kopfkissen weinte. Mein neuer Klassenlehrer, Herr Scheffe, stellte sich uns mit den Worten vor: »Ich bin euer Klassenpapa.« Das half, und bald fand ich auch neue Freunde, allerdings aus anderen, von Winterhude weit entfernten Stadtteilen im Hamburger Westen. Sie sollten meinen weiteren Lebensweg prägen. Meine Welt wurde schnell größer. Kluge Städteplaner hatten mir durch die Anlage der Jarrestadt geholfen, Schritt für Schritt aus der Geborgenheit der Kinderwelt herauszuwachsen.

Von den kleinen Katastrophen unseres Kinderlebens blieben zum Glück keine größeren Narben. Wo Narben blieben, lagen die Gründe nicht bei uns Kindern.

Das unstete Leben meines alkoholkranken Vaters, der mit sich selbst und der Welt immer schlechter zurechtkam, wurde für die Familie zunehmend zur Belastung, die jeder von uns auf seine Art aushalten musste. Mir ging es dabei noch verhältnismäßig gut. In den schwersten Stunden und in mancher akuten Notsituation konnten wir als größer gewordene Kinder unserer Mutter nur bedingt helfen. Die Probleme mit ihrem Mann, denen sie mit all ihrer Liebe und Aufopferung oft hilflos gegenüberstand, konnten auch wir nicht für sie lösen. Für mich war mein Vater rückblickend ein unglücklicher, an Land geworfener Seemann, der lustig und streng sein konnte, von anderen viel forderte, seinen Forderungen aber selbst allzu oft nicht gerecht wurde. Er, der mir oft Mut machte, verlor ihn selbst immer mehr, fand nirgendwo Beständigkeit, bis er sich schließlich 1980 das Leben nahm. Unsere Mutter konnte bald darauf in ihrer zweiten Ehe ein beständigeres Leben genießen. Seit ihrem Tod im September 2004 ist das Verhältnis unter uns Geschwistern von einer noch tieferen Zusammengehörigkeit geprägt, mit ihrer Liebe in unserer Mitte.

Musik gehörte in meiner Kindheit zum Leben einfach dazu. Sie war in der Schule Unterrichtsfach, es wurde dort viel gesungen, vor allem aber war Musik Teil unseres Familienlebens. Meine Mutter sang, je nach Tagesstimmung und Lebenslage, leidenschaftlich ihre Lieblingsmelodien. »Immer nur lächeln und immer vergnügt« war vielleicht das Lied ihres Lebens, aber auch »Wo meine Sonne scheint«, gesungen von Caterina Valente. Der bühnenreife Vortrag von der »Krummen Lanke«, einem Berliner Gassenhauer, war ihre Glanznummer auf Familienfeiern und anderen Festen. Ihr Singen klang durch die ganze Wohnung, in der sie übrigens mindestens einmal im Jahr mit uns die Möbel verrückte und die Schränke überlackierte. So viel Veränderung musste in einem sonst eher bescheidenen Leben schon sein. Wenn es ihr so richtig gut ging, stieg sie auf den Tisch, tanzte für uns und ihre Freunde wie der Filmstar Marika Röck und beendete ihren Vortrag selbstverständlich mit einem Spagat. Meine Mutter konnte das ungarische Blut ihres leiblichen Vaters (den sie nie kennengelernt hatte) nicht verleugnen. Lebenslust und Lebensleid wurden in Musik ausgedrückt, ließen schöne Abende zum Fest werden und machten viele Entbehrungen und Rückschläge erträglicher.

Mein Vater war als Seemann monatelang von zu Hause weg, aber durch häufiges Wechseln der Schiffe oft auch überraschend wieder in Hamburg. Wenn es mitten in der Nacht an der Haustür klingelte, wussten wir: Das konnte nur Papa sein. Wir sangen ihm barfuß und im Pyjama über vier Stockwerke hinweg unser Begrüßungslied »Papa ist da« (nach der Melodie »Erinnerung an ein Ballerlebnis«) durch das Treppenhaus entgegen. Auch er sang gern, und er konnte wie kein Zweiter mit einem übergelegten Butterbrotpapier auf dem Kamm blasen oder mit zwei Löffeln den Klang von Kastagnetten imitieren. Am liebsten hatte er seine Mundharmonika an den Lippen, resonanzverstärkt durch ein seitlich übergestülptes Wasserglas. Die Geschenke, die er uns aus fernen Ländern mitbrachte – mal war es ein Colt oder eine Schallplatte aus Amerika (»How Much Is That Doggie In The Window?«), mal eine Schreibmappe aus Kamelleder vom Suez-Kanal –,